

# Operation [Fortsetzung]

Autor(en): **Malander, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 47

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649859>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



und sah sich mit flüchtiger Verwunderung im Zimmer um. Erst jetzt fiel ihm auf, dass sich der Raum in bemerkenswerter Unordnung befand.

«Ja, also — aber sagen Sie, Doktor, fehlt Ihnen vielleicht etwas? Es scheint mir, Sie sehen sehr schlecht aus.»

Dr. Baumann beeilte sich, dieser Frage die Spitze abzubrechen.

«Aber nein, Herr Doktor, gar nichts. Ich bin ganz — es geht mir ganz gut.» Er klammerte sich mit einer Hand an seinen Stuhl fest. Nur jetzt die Fassung nicht verlieren.

Aber Dr. Bütikofer schien seine Frage auch schon wieder vergessen zu haben. Es beschäftigte ihn die andere, grössere Frage.

«Ich hatte doch ausdrücklich verfügt», fuhr er fort, «dass solche leichten Fälle wie eine Appendicitis den Herren Assistenten zugewiesen werden, also Doktor Huber oder Ihnen, Herr Doktor. Können Sie mir sagen, warum Dr. Richard diese Sache selbst übernommen hat?»

Dr. Baumann sah starr zum Fenster hinüber.

«Ich weiss leider gar nichts darüber», sagte er.

«Aber fuhr der Chefarzt fort, «ich hörte, dass Sie die Kranke mehrmals aufsuchten.»

«Ich hatte aber gar nichts mit dem Fall zu tun», fuhr Dr. Baumann fast heftig auf. Es tat gut, das kühle glatte Holz zwischen den Fingern zu spüren. Auf Beherrschung kam alles an. Deshalb suchte er sich zu beruhigen.

«Dr. Richard machte mich auf die bewundernswerte gute Konstitution von M — von dem jungen Mädchen aufmerksam. Trotz der Operation und trotz der eiternden Entzündung zeigte sich kein Fieber. Ich ging daher ein paar Mal zu der Kranken und sah mir die Fiebertabelle an.»

«Aber Sie stellten keine Untersuchung an?»

«Nein, Herr Doktor. Das war alles, was ich tat.»

Es entstand ein kleines, peinliches Schweigen zwischen den beiden Ärzten. Dr. Bütikofer hatte sich erschöpft in den Polstersessel zurückgelehnt, während Dr. Baumann fortfuhr, seine Hände am Stuhlrand anzuklammern.

«Das war alles», wiederholte der Chef müde. «Und Sie können mir sonst gar keine Aufklärung geben? Ich habe nämlich — es gibt da noch andere Unklarheiten.» Beinahe hätte er gesagt: Unordnung. Aber angesichts der Unordnung im Zimmer fürchtete er, dass Dr. Baumann das Wort auf sich beziehen könnte. Er wollte ihn nicht kränken. Dr. Baumann hatte bis jetzt tadellos gearbeitet.

«Ich kann Ihnen leider gar nichts sagen», entgegnete Dr. Baumann.

Er konnte wirklich nichts sagen. Sein Mund war verschlossen und versiegelt und hatte zu schweigen.

\*

An diesem Abend sass Schwester Rosmarie ganz allein in ihrem kleinen Zimmerchen, das ebenfalls im obersten Stockwerk lag. Aber sein Fenster ging nicht nach Westen, wie die der Assistenten, sondern nach Osten, und man konnte von dort direkt auf die herrlichen Rosen vor dem Spital hinuntersehen. An einem andern Abend wäre Schwester Rosmarie ein wenig am Fenster gesessen, um auszuruhen, und sie hätte, ein Strickzeug in der Hand, ins schwindende Sonnenlicht geblickt und den Abend verdämmern lassen. Heute stand ihr Sinn nicht darnach. Ihre Augen waren vom Weinen gerötet. Sie ging rastlos in dem kleinen Zimmerchen hin und her, vom Tischchen zum Schrank, von dort zum Waschtisch und von dort zu dem kleinen Büchergestell in der Ecke, und sie suchte sich zu beschäftigen. Auf dem Tisch lag ein angefangener Brief an ihre Mutter. Sie ging dahin zurück, setzte sich davor und stützte müde den Kopf in die Hand.

«Liebe Mutter», stand da, «Du wirst mir sicher böse sein, dass ich Dir so lange nicht schrieb. Aber ich hoffe, Du verstehst es, wenn ich Dir sage, dass wir immer so viel zu tun haben und ich abends zu müde bin, um noch zu schreiben. Seit dem Umzug denke ich viel an daheim, denn ich sehe in den Garten hinunter, wo es viele Rosen gibt, wie bei uns. Es ist ja auch hier nicht mein Garten, aber ich habe Freude an den schönen Blumen.

Liebe Mutter — —»

Hier stieg das Bild ihrer Mutter so schmerzhaft deutlich vor ihr auf, dass sie nicht weiterfahren konnte. Mutter, dachte sie, Mutter, und legte den Kopf vollends auf ihre Arme nieder. Was konnte sie ihr noch schreiben! Nicht ein Zehntel von dem, was sie bewegte, nicht einen Bruchteil von ihrem wirklichen Leben.

Sie sah ein kleines Mädchen mit dem Einkaufsnetz zum Bäcker gehen. Das war sie, die kleine Rosmarie. Ihre Mutter stand zu Hause den ganzen Tag über ein Plättchen gebeugt und plätete Wäsche für andere Leute. Der Vater war bei der Arbeit in einer Fabrik. Aber sie hatten eine saubere kleine Wohnung ganz zuoberst unter dem Dach eines Hauses, das mitten in einem blühenden Garten lag. Wenn die Hausbesitzerin es erlaubte, durfte sie, die kleine Rosmarie, manchmal darin spielen.

Sie sah ein Mädchen mit langen Beinen und schlendernden Bewegungen in der kleinen Wohnung umhergehen und abends, den Kopf in die Hände gebettet, in den Garten hinunterstarren und

träumen. Tausend Schönheiten, Geheimnisse und Wunder des Lebens umgaben die dürrtige, enge Wohnung. Das war Rosmarie, die vierzehnjährige.

Sie sah ein übermüdetes, junges Ding in der gestreiften Tracht der Lehrschwestern in der Pflegerinnenschule.

Dann eine junge Schwester, die eben die Prüfung bestanden hatte und langsam den Weg zum alten Spital Breitbach hinaufwanderte, wo sie eine Stelle erhalten hatte.

Sie sah einen Arzt. Er hatte ein markantes Gesicht, seltsame, schweigende Augen, eine hohe Stirn und einen mächtigen Hinterkopf. Dr. Richard.

Glück — und dann langsames Erwachen.

Sie sah die letzten zwei Jahre, ihre Qualen, ihre Aengste und Demütigungen und die Gewissheit, dass er sie langsam einfach zu vergessen begann. Sie sah ihren heutigen furchtbaren Gang in die «Krone», und dann tauchte ganz deutlich das Gesicht jenes Kommissars vor ihr auf, wie er dort in der Stube gestanden und auf den Spruch an der Wand gezeigt hatte. In seinen Augen lag ein gütiger Ausdruck, und es war ihr, als zeigte er direkt in ihr Herz.

Er meinte es gut, dachte sie, er meinte es wirklich gut. Oder — grübelte sie — kann man Güte am Ende auch vortäuschen? War es nur eine Falle, die er mir stellte? Sie erinnerte sich daran, dass sie beinahe, beinahe gesprochen hätte.

Eine Fliege setzte sich auf ihren Brief, gerade auf das Wort «Mutter». Sie scheuchte sie fort, sah auf ihre Uhr und erhob sich erschrocken. Fast halb zehn. Höchste Zeit, dass sie ihren Weg unter die Füsse nahm.

Eilig entnahm sie ihrem Schrank einen dunkelblauen Mantel, öffnete die Waschtischschublade, in der sie zuoberst ein dunkles Tuch fand, wusch sich die Hände und kämmte ihr Haar zurück. Dann spritzte sie über ihre

## S P A T H E R B S T

Der Tag wird kurz, die Nächte lang —  
Des Jahres letztes Lied verklang —  
Der Sonne Glut im fahlen Laub  
Verbrämt des Frostes bunten Raub.

Die grosse Ruhe der Natur  
Greift nebelbleich in Wald und Fluß —  
Und wie ein Tag im Abendrot  
Verglüht der Herbst im leisen Tod.

C. OESCH



Tracht einige Tropfen Kölnischwasser, das einen feinen Duft verbreitete, ergriff die Tasche und warf einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel. Aus einem hübschen, ovalen Gesicht blickten zwei dunkle Augen. Sah man von nahe hin, so konnte man auf ihrer Stirn und in den Augenwinkeln feine Fältchen entdecken, auch lief eine sichtbare grössere Falte in kleinen Bogen von der Nasenwurzel bis zum Kinn hinunter.

An der Türe blieb sie lauschend stehen. Draussen schien alles still zu sein. Sie löschte das Licht, öffnete vorsichtig die Türe und ging mit unhörbaren

Schritten über den Korridor bis zur Treppe. Aus dem Dunkel hinter ihr löste sich eine grosse Gestalt und folgte ihr unbemerkt.

An der Treppe blieb sie lauschend stehen, dann huschte sie so eilig hinunter, dass Keller Mühe hatte, ihr zu folgen.

«Blaser!» flüsterte sie an der Portierloge. Der Portier kam sofort heraus und öffnete ihr schweigend die Tür. Draussen verschluckte der laue, dunkle Abend sogleich ihre Gestalt.

Keller wartete einige Minuten, dann ging er mit lauten Schritten den letzten Treppenabsatz hinunter.

«Muss noch schnell zur «Post», sagte er zum Portier und liess sich die Türe öffnen. Wiederum drehte Blaser schweigend den Schlüssel, aber er sah mit gespanntem Ausdruck in das Gesicht des Kommissars.

«Ein schöner Abend», sagte dieser, als er auf der Schwelle stand. «Schön, aber immer noch heiss.»

«Ja, ja, wirklich», entgegnete der Portier. «Hoffentlich gibt es nicht wieder Gewitter diese Nacht. Möglich wär's.»

Keller ging gemächlich, bis die Türe hinter ihm geschlossen war. Wie er erwartet hatte, konnte er die weisse Haube der Schwester in der Dunkelheit noch erkennen, aber der helle Punkt schimmerte schon aus einer ziemlichen Entfernung zu ihm zurück. Als die Türe ins Schloss fiel, begann er in höchster Eile dem weissen Punkt nachzustreben. In der rechten Seitentasche seines Rockes lag ein kleines Papierkügelchen:

«Muss Dich unbedingt sprechen. Komme morgen um zehn Uhr.»

Schwester Rosmaries Schrift. Er warf einen eiligen Blick auf das leuchtende Zifferblatt seiner Armbanduhr. Viertel vor zehn. Eben erreichte sie die Strassenkreuzung und bog in die Strasse ein, die zum Dorf führte. Keller folgte.

Plötzlich verschwand der weisse Punkt. Erschrocken verdoppelte er seine Schritte und näherte sich der dunklen Gestalt bis auf wenige Meter.

Aha, sie hat ein Tuch über die Haube gelegt, dachte er. Sie will also nicht als Schwester erkannt werden. Der feine Duft eines guten Kölnischwassers stieg ihm in die Nase.

Den Weg geht sie nicht zum erstenmal, dachte Keller. Blaser musste Bescheid wissen. Ihm war es wahrscheinlich keineswegs ungewohnt, für Schwester Rosmarie so spät zu öffnen.

Die Strasse kam ihm nun schon mehr als bekannt vor. Gestern nacht hatte ihn der Chauffeur im strömenden Regen hergefahren, und heute war er in Staub und Hitze zweimal den Weg gegangen. Er erkannte die wenigen Bäume, unter denen er vor den brennenden Sonnenstrahlen Schutz gesucht hatte. Sie mussten das Dorf bald erreicht haben.

Aber Schwester Rosmarie stand zuvor noch einmal still und er hatte sich eiligst hinter einen Baum zu drücken. Mitten unter einer der Lampen, die ein spärliches Licht auf ein Stück der staubigen Strasse warfen, nestelte sie lange in ihrer Tasche herum, um schliesslich, nachdem sie nochmals einen Blick ringsum geworfen hatte, ein kleines Spiegelchen aus der Tasche zu ziehen und einen Hauch von Rouge auf ihre Lippen zu legen.

(Fortsetzung folgt)

PHOTO P. BALLOUX

